

verpissen, und unter Androhung, die Polizei zu rufen, verwies man ihn des Geländes. »Deine einzige Chance!«, sagte Mutter immer wieder.

Von da an ging Francis nicht mehr zur Schule. Er hatte eine Reihe von Aushilfsjobs und füllte heimlich den Kühlschrank mit Lebensmitteln auf. Er arbeitete hart, um zu beweisen, dass er sein Leben im Griff hatte, und wenn er nach Hause kam, sah er fast so erschöpft aus wie unsere Mutter, worüber sie sich nur noch mehr aufregte. Bis es in jenem Sommer, als die Hitze langsam heranschlich, zwischen ihnen zum Knall kam. Eine Nachbarin hatte Mutter beiseitegenommen und ihr gesagt, dass Francis seine gesamte freie Zeit im Desirea's verbringe, einem Barbershop, wo sich Jungs tummelten, die offenbar vorbestraft seien.

»Sag mir, dass das nicht stimmt!«, schrie Mutter. »Sag mir ins Gesicht, dass du dort nicht hingehst! Sag mir, dass das keine vorbestraften Jungs sind!«

Francis hatte längst gelernt, mit Mutter nicht offen zu streiten. Er tat so, als würde er zuhören, sah ihr aber nie direkt in die Augen, so wirkte er weder plump distanziert noch auf Konfrontation aus. Doch diesmal funktionierte Francis' Technik nicht. Mutter, die tropfnass in ihrem Kittel vor ihm stand, warnte ihn, sie weiter zu ignorieren. Einfach so zu tun, als ob nichts wäre, damit käme er nicht durch.

»Du bist mein Sohn!«, brüllte sie. »Und mein Sohn wird nicht *kriminell*.«

Vielleicht war es die Art, wie Mutter das Wort aussprach und kurz vom britischen Englisch in den Singsang aus Trinidad wechselte. *Kri-mi-nell*. Vielleicht war es aber auch etwas anderes, ein dumpfes Gefühl von Ungerechtigkeit, von Unvermeidlichkeit. Francis lachte nur. Für einen Moment starrte Mutter ihn an. Dachte nicht an den scharfen Haustürschlüssel aus Messing in ihrer Hand, als sie ihm ins Gesicht schlug.

Und Stille. Francis hob langsam die Hand, fasste sich an die Wange. Seine Augen blinzelten, vor Überraschung, vor Schmerz, über die Haut zog sich ein schmaler roter Streifen. Bis sein Blick ein anderer wurde und er lächelte. Als wäre das so etwas wie ein Sieg.

Einen Monat danach rückte die Hitze an, eine brütende Hitze, von einer physischen Wucht, dass niemand ihr entkam. Die Natur gebärdete sich wie diese Schlägertypen, von denen man immer nur hört. Früh am Morgen war es ein bedrohlicher roter Dunst, nachmittags ein klebriges Elend, das wie Sirup in der Luft hing und jeden Willen erstickte, selbst das Atmen fiel schwer. Auch die Nacht brachte keine Erleichterung, und so wie die Hitze den Tag über in den Häusern köchelte, machte sie das Drinnenbleiben unerträglich. Als Mutter einmal abends von der Arbeit kam, ging sie, das Haar über der Stirn schweißverklebt, direkt in ihr Zimmer, ohne nach dem Glas Wasser zu greifen, das Francis ihr hingestellt hatte. Kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, bat Francis mich, mit ihm nach draußen zu gehen.

Wir gingen ein paar Schritte zu einem verlassenen Parkplatz, in Sichtweite der Wohnsilos, die nahe unserem Haus auftraten, das Scott, das MacDonald und all die anderen. Ein paar Kinder waren dort mit ihren Fahrrädern. Einer der Jungen hob schüchtern die Hand in Richtung Francis, so wie Jüngere manchmal Ältere grüßen, die sich einen gewissen Ruf verschafft haben, aber Francis ignorierte ihn, und der Junge alberte weiter mit seinen Freunden herum.

»Ich gehe weg«, sagte Francis.

»Was? Wohin? Wann?«

»Bald. In ein paar Wochen vielleicht. Ich muss noch ein paar Sachen regeln.«

»Und Mutter?«, fragte ich.

»Ich sage es ihr bald«, sagte Francis. »Sie wird es verstehen.«

»Aber sie braucht dich.«

»Du hilfst ihr doch auch. Sie wird schon klarkommen. Ein Maul weniger zu stopfen.«

»Aber sie verlässt sich auf dich.«

»Komm schon, Michael«, sagte er. »Ich würde sie nie im Stich lassen. Ich schicke ihr Geld. Und sie ist stark. Was Mutter schon durchgestanden hat, das ahnen wir gar nicht.«

Er atmete aus, schüttelte den Kopf, und dann schaute er zu den hohen Häusern, die Fenster abgedunkelt, damit bei der Hitzewelle möglichst kein Licht hereinfiel. Ich weiß noch, wie der Anblick mich nicht mehr losließ. Als wäre wie von Zauberhand ein ganzes Wohnviertel verschwunden. Als gäbe es eine Macht, die so etwas könnte.

Ein paar Tage zuvor hatten wir gehört, dass es im Park Ärger gegeben hatte. Ein Streit zwischen jungen Männern, der in eine Schlägerei ausgeartet war. Nicht so ein großmäuliges Getue, mal ein bisschen aufmischen, mit lauten Drohungen, einer aufblitzenden Waffe vielleicht, ob echt oder nicht, sondern eine richtige Schlägerei. Einer von ihnen war von einer ganzen Gruppe zusammengeschlagen worden, die Rippen gebrochen, die Finger zertrampelt, die Haare mit Feuerzeugbenzin übergossen und in Brand gesteckt, ein lichtiges Blau in der Dunkelheit. »Ein Heiligenschein«, meinte Anton, sein Gesicht ein breites Grinsen.

Francis und ich wussten natürlich, dass man nicht jeder dummen Geschichte glauben durfte, die irgendwer über unseren Stadtteil erzählte, auch nicht jemand wie Anton, der in letzter Zeit als Kleindealer unterwegs war und das ein oder andere mitbekam. Aber als mein Bruder und ich an diesem Abend zu unserem Block zurückkehrten, waren wir gleich hellwach, denn an dem Kreisel bei unserer Anlage standen ein paar Kerle zusammen, die wir nicht kannten. Sie schrien sich an. »Ich bring dich um, du Spacko.« »Dann komm doch, trau dich.« Jemand rief von einem Balkon herunter: »Wir haben schon die Polizei verständigt, die sind gleich da«, aber das Geschrei wurde nur noch lauter, bedrohlicher.

Fass mich nicht an, du Wichser!

Schlappschwanz. Schwuchtel.

Hey, Nigga, mal riechen? Mal riechen, du Bitch?

Wir gingen schneller, sahen zu, dass wir dort wegkamen. Aber kaum bogen wir um die Ecke, hörten wir es. Ein kurzes Knallen, wie eine Fehlzündung beim Auto, ein fast alltägliches Geräusch. Dann wieder ein Knall, und gleich darauf ein richtiges Geknatter, unverwechselbar und gar nicht mehr alltäglich. Um uns herum ein paar weitere Schüsse, ein plötzliches Splittern von Ziegelstein, nur ein paar Meter neben uns, aus dem Boden sprang ein Asphaltfrosch. Wir hätten laufen sollen, aber wir taten es nicht. Auch nicht, als wir erneut Schüsse hörten. Und dann Schritte, jemand kam um die Ecke auf uns zugerannt. Kaum sahen wir ihn, hörten wir wieder einen Schuss und ein Geräusch wie von einem Kürbis, den jemand an Halloween vom Balkon fallen lässt, und der da gerannt kam, stürzte hin.

Es war Anton. So wie er auf dem Boden lag, konnte ich sein Gesicht nicht sehen, aber ich erkannte ihn an seinem marineblauen Trainingsanzug. Er gab leise tierische Laute von sich, aus seinem Kopf quoll etwas wie ein nasser rosa Luftballon. Ich entfernte mich langsam, während Francis näher heranging. Er beugte sich über Anton, griff nach seinem Gesicht, und sofort zog er die Hand zurück, als hätte er sich verbrannt.

»Francis«, flüsterte ich.

Wieder ein Schuss, aber mein Bruder rührte sich nicht. Er schaute auf seine Hand, versuchte etwas an seiner Hose abzuwischen. Ich rief ihm zu, lauter jetzt. Dann noch ein Schuss, noch mehr Geschrei.

»Francis!«

Erst als wir das Heulen einer Sirene hörten, drehte er sich zu mir um. Sein Gesicht schockbleich in dem schütterten Licht der Außenbeleuchtung.

Lauf, sagte er. Kein Ton, nur der Umriss des Wortes auf seinem Mund.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als ein Polizeiwagen an uns vorbeiraste, dahinter noch einer, er wendete und kam mit quietschenden Reifen und Gummigestank direkt hinter uns zum Stehen. Geräusche von sich öffnenden Türen, laute, energische Befehle. Stiefel auf dem Bürgersteig, die auf uns zurannten, und wieder ein Gefühl von Panik, ein anderes jetzt, wie einem alten dunklen Traum entstiegen.

Es war nicht das erste Mal, dass die Polizei uns aufgriff. Das war schon fast Routine: Wir mussten nur brav mitspielen, dann kamen wir am Ende wieder frei, nicht unbedingt mit all unserer Würde, aber zumindest mit heiler Haut. Doch an diesem Abend spürten wir, dass etwas auf uns einstürmte, was wir so noch nicht kannten. Im blendenden Licht der Scheinwerfer flogen die Befehle an mir vorbei. Ich sah Francis mit den Händen hinterm Kopf, und mir wurde klar, dass ich das auch tun sollte, aber ich konnte nicht. Ein Polizist packte mich an der Schulter und riss mich zurück. Ich hörte, wie Francis »Hey« sagte, er hatte instinktiv nach mir gegriffen.

Für das, was dann passierte, war ich ein schlechter Zeuge, denn mein Gesicht war die ganze Zeit nach unten gedrückt, weg von Francis, aber neben mir hörte ich den Kampf, einen heftigen Schlag, den dumpfen Laut von etwas Wuchtigem auf etwas Weichem und wie aus Lunge und Mund der Atem schoss. Der Polizist legte mir Handschellen an und richtete mich auf, in sitzender Haltung jetzt. Ich spürte Francis' Nähe und musste mich verrenken, um ihn zu sehen, er saß ebenfalls aufrecht, die Hände im Rücken fixiert. Über dem Wangenknochen hatte er eine blutige Schramme, offenbar nichts Schlimmeres. Ich wollte, dass er mir in die Augen sah, aber er reagierte nicht auf meine stumme Bitte.

»Francis«, flüsterte ich.

»Halt's Maul«, sagte ein Polizist.

»Francis«, ein wenig lauter jetzt.

»Maul halten, habe ich gesagt.«

Wir hatten Glück. Ohne dass wir uns irgendwie erklärt hätten, kamen sie irgendwann zu dem Schluss, dass wir nicht direkt in die Sache verwickelt waren. Sie nahmen uns die Handschellen ab und sagten, wir sollten uns an den Straßenrand setzen. Im Laufe der nächsten Stunde konnten wir sehen, wie ein Einsatzfahrzeug nach dem anderen auf unseren Block zufuhr. Polizeiwagen, ein Feuerwehrwagen, drei Rettungswagen, zwei Ü-Wagen.

Ein weiterer Polizeiwagen hielt neben uns, ein älterer Polizist mit geschorenem Kopf stieg aus und sprach mit den anderen Beamten. Der ältere Polizist hörte sich an, was die beiden, die uns Handschellen angelegt hatten, zu berichten hatten, und dabei zog er einen Streifenkaugummi aus der Packung und dann noch einen und kaute. Er schien nicht das geringste Interesse an Francis und mir zu haben, und erst nachdem er eine Weile zugehört hatte, hockte er sich vor uns und hüllte uns in seinen Pfefferminzatem. Einer der anderen Polizisten hielt ihm Latexhandschuhe hin, aber er schüttelte den

Kopf, und mit der bloßen Hand bewegte er Francis' Kopf sanft in Richtung der Straßenlaterne, um sich die Schramme über dem Wangenknochen anzusehen. Mein Bruder zuckte und wandte das Gesicht ab. Der Polizist stand auf, kaute weiter.

»Okay«, sagte er, »wir bringen euch nach Hause.«

Unser Wohnviertel war fast nicht wiederzuerkennen. Mit einem Mal im Ausnahmezustand, ein Tatort in den klirrenden Konturen ungeahnter Helligkeit. Polizeiwagen mit Blaulicht standen die Straße rauf und runter, auf Freiflächen und im weichen Gras der Grünstreifen, hinter sich lange matschige Reifenspuren. Dazu zwei, drei, vier Rettungswagen, die Übertragungswagen mit ihren Satellitenschüsseln und ein Gewimmel von Reportern mit Mikrofonen unter gleißenden TV-Scheinwerfern. In diesem Licht hatten sich die Häuser, die ich mein Leben lang gekannt hatte, verändert. Der Verputz eines der niedrigeren Häuser sah aus wie die Fußsohle eines ungewaschenen Kindes; der Rost an den Balkongeländern und Feuertreppen eines Hochhauses trat hässlich hervor, wie ansteckend, ein Ausschlag voller Blasen. Selbst die Kleidungsstücke, die zum Trocknen auf Wäscheleinen hingen, machten einen verdächtigen Eindruck. Die Slacks und Saris und kopflosen Strampelanzüge eine einzige Verschwörung.

Die Nachbarn waren in Scharen herausgekommen und schauten zu, manche von ihren Balkonen aus, andere sammelten sich auf den hellen Bühnen der Höfe und den mit Bändern abgesperrten Straßen. Ein Mann versuchte, ein Kind in den Schlaf zu wiegen. Ein kleines Mädchen hielt die Hand seiner Mutter, ein paar jüngere Kinder, normalerweise nervige Energiebündel, betrachteten schweigend den Tatort. Ich war unter diesen Menschen aufgewachsen, kannte ihre Gesichter, ihre Namen. Da waren die Cumberbatchs, die Rampersads, die Nowaks. Ihre Mienen ausdruckslos. Vielleicht weil das Licht so grell war, vielleicht weil sie nichts von sich preisgeben wollten. Die meisten aber sahen aus, wie man aussieht, wenn man misstrauisch beäugt wird. Wenn man beobachtet wird und selbst versucht, etwas zu sehen.

Was mir jedoch am deutlichsten in Erinnerung geblieben ist, ist das Bild meiner Mutter. Als die Polizisten uns nach Hause brachten, stand sie, immer noch in ihrem blauen Putzkittel, unter dem Vordach und verfolgte, wie wir beide mit den Polizisten herankamen. Vor allem aber schaute sie auf ihren ältesten Sohn, der an diesem Abend der Gewalt aus irgendeinem Grund nicht imstande war, ihr in die Augen zu blicken.

»Ma'am?«, sagte der Polizist. »Sind Sie die Mutter?«

Sie nickte, hörte zu, schaute über die Beamten hinweg zu den gaffenden Nachbarn. In dem grellen Schein glänzte ihr verschwitztes Gesicht wie eine Maske, sie sah ein wenig aus wie eine Schauspielerin, die versehentlich auf die Bühne gestolpert kommt und noch nicht weiß, welche Rolle die ihre ist.

ZWEI

In den letzten zehn Jahren habe ich auf Mutter Rücksicht genommen. Habe unangenehme Gespräche über die Vergangenheit auf ein Minimum beschränkt. Habe Sachen verschenkt, die Francis gehörten und Erinnerungen wachrufen, Mutter aufwühlen könnten. Seine Konzertshirts, seine Sneakers. Seine Blue-Jays-Kappe mit dem verblassten Schweißfleck am Rand.

Das habe ich nicht getan, um ihr die Möglichkeit zu nehmen, sich an ihren Sohn zu erinnern, sondern um uns beiden die Zeit und den Raum zu geben, mit dem Verlust zu leben. Als Francis uns verlassen hat, war Mutter zunächst nicht in der Lage, auch nur einen Finger zu rühren, geschweige denn zur Arbeit zu gehen. Aber in den letzten Jahren ist sie zunehmend selbstständig geworden. Sie hilft mir beim Kochen und im Haushalt. Sie hat eine Teilzeitstelle als Reinigungskraft im Gemeindezentrum, ein Job, der zwar nur einen kleinen Teil unserer Kosten deckt, für den sie aber auch keine langen Fahrten auf sich nehmen muss. Sie ist der lebende Beweis dafür, dass Menschen über einen großen Verlust hinwegkommen. Nur selten ist sie die reglose, auf den Fernseher starrende Frau, die Aisha heute Abend gesehen hat. Und manchmal geht es auch mit ihr durch.

Vor ein paar Wochen hat sie sich zurechtgemacht und ist aus dem Haus gegangen, passend angezogen für die kalte Jahreszeit, mit den richtigen Schuhen und einer warmen Mütze. Sie war nicht allzu lange fort, vielleicht zwei oder drei Stunden, trotzdem machte ich mir schon Sorgen. Doch als sie zurückkam, war mir alles klar. Sie kämpfte mit Einkaufstüten voller Trockenerbsen, Kräuter, Gewürzpulver, einem Beutel Reis und Blattgemüse, das oben herausstippte. Nicht dieses tafelfertige Zeug zum Aufwärmen, das ich ihr schon viel zu oft vorgesetzt habe, sondern Zutaten, wie man sie in den zahlreichen sri-lankischen, philippinischen und westindischen Läden ein paar Straßen weiter westlich kaufen kann, Lebensmittel, für deren Zubereitung man tatsächlich Zeit braucht. Und da erinnerte ich mich an das Datum. Um Mitternacht war Francis' Geburtstag.

»Ich koche uns was«, sagte sie.

Ich half ihr beim Auspacken der Tüten. Taro und Stachelannone und Bodi, Namen, die mir aus meiner Kindheit vage vertraut waren, so wie ich auch gelernt hatte, dass »Birnen« eigentlich keine Birnen sind, sondern Avocados, und dass »Feigen« grüne Bananen sind und »Brotfrüchte« weder Brot noch Obst. Mutter hatte schon lange nicht mehr gekocht, aber kaum fing sie an, versank sie in einem alten, geduldigen Rhythmus, weichte Linsen ein, schnippelte Gemüse, röstete Gewürze, das alles mit einer Geschmeidigkeit, die ich längst verloren glaubte. Trotzdem gab es Momente, in denen sie wie abwesend war. Ein Starren ins Irgendwo, während ein Topf Reis überkochte oder der Knoblauch in der Pfanne qualmte und bitter wurde. Sie löste Blätter von einem Kohlkopf, entfernte immer weitere, bis nichts mehr da war, nur ihre panischen Augen und ihre leeren, zitternden Hände.